

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 7

Artikel: "Manchete" erwartete die Katastrophe : wie ich in Brasilien die Höhlenforschung begründete
Autor: Christinat, Jean-Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Manchete» erwartete die Katastrophe

Wie ich in Brasilien die Höhlenforschung begründete

Von Jean-Louis Christinat

Der Autor ist unseren Lesern bekannt. Er hat uns bereits von seinen Abenteuern bei den Erigpactsa-Indianern, seinen Begegnungen mit Schlangen und von der Erforschung des Rio Chiamaya in Peru berichtet. Demnächst wird von ihm im Schweizer Spiegel Verlag das Buch «Höhlen, Urwald und Indianer» erscheinen. Red.

Am Morgen des 20. Dezember gleitet der wuchtige «Giulio Cesare» majestätisch am Zuckerhut vorbei. Noch ahne ich nichts von der Entdeckung, die ich dort fünf Monate später machen werde. 40 Grad im Schatten. In Genf waren es minus 15 gewesen! Meine europäischen Kleider kleben mir förmlich am Leib.

Am Hafenquai erwartet mich ein alter Genfer Kamerad, der gute Liki, Dekorateur wie ich, seit einem Jahr in Brasilien.

Im «Modehaus Carioca» – Carioca heißt von Rio – finde ich eine Stelle. Da treffe ich einen weiteren Genfer Freund. Er und Liki helfen mir als Dolmetscher. In ihrer Begleitung suche ich die Archive des Geographischen Institutes auf. Dort stelle ich fest, daß die wenigen Höhlenbeschreibungen von Besuchern stammen, die nur die leicht zugänglichen Teile durchstreift haben.

Ich will eine Fachgruppe zusammenstellen, sie ausbilden, Material beschaffen, die Höhlenforschung, ihre Zweckmäßigkeit auf den verschiedenen Gebieten erklären und letztlich amtliche Unterstützung erwirken.

Sogar Wandern wirkt hier lächerlich

Wahrlich ein großartiges Programm, aber welch enorme Schwierigkeiten bedeutet dessen Verwirklichung in einem Land, wo das Auftauchen einer Wandergruppe noch abschätziges Gelächter auslöst! Der Brasilianer ist unbegrenzt charmant und gastfreundlich: sein Haus ist dein Haus! Doch fällt es ihm schwer, einen anderen Zeitvertreib gelten zu lassen als einen Nachmittag am Strand, im Kino oder im Maracana-Stadion.

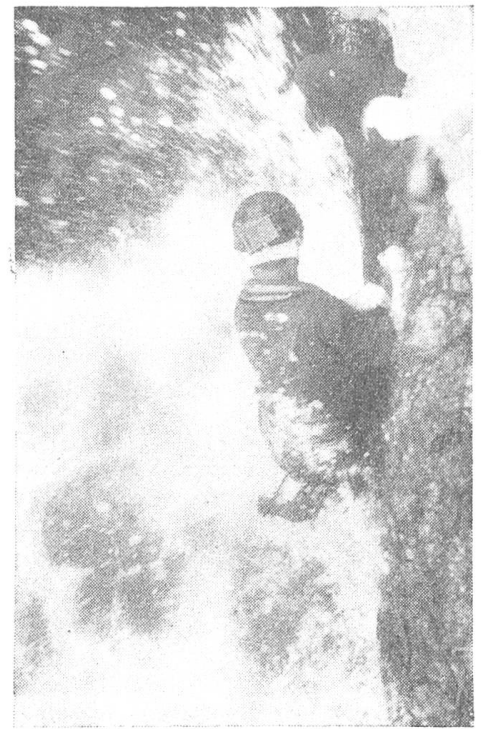
Indessen ermöglichten mir eine Reihe von glücklichen Zufällen eine erste Kontaktnahme mit dem «Centro Excursionista Pico do Itatiaia» (CEPI). Mein Freund Jean-Pierre hat mir bereits von solchen Wanderclubs gesprochen, deren Mitglieder von Zeit zu Zeit auf den Zuckerhut klettern.

Da das Bild meiner Ankunft in der bekannten Zeitschrift «Manchete» Agenor Gaston de Rowre Mariz, dem damaligen Präsidenten des CEPI, unter die Augen kommt, erbittet er sich meine Adresse von der Schweizerischen Gesandtschaft, die sie ihm verweigert! Er kann mich schließlich doch aufspüren. Aus dieser ersten Begegnung erwächst eine tiefe Freundschaft, die 18 Monate später zur Gründung der Brasilianischen Gesellschaft für Speläologie führen sollte.

Gaston hat mich in seinen Club mitgenommen. Dort lerne ich etwa zwanzig junge Leute kennen, alles Idealisten. Sonntag für Sonntag kommen sie zusammen, um am Meeresstrand ihre Zelte aufzuschlagen oder die umliegenden Höhen zu besteigen. Dabei gibt es hier keine Fachgeschäfte für Camping-Material. Man muß alles selber herstellen mit den Mitteln, die man gerade zur Verfügung hat.

Gaston, der in Frankreich aufgewachsen ist, dient mir als Dolmetscher. «Ja, weißt du, wir haben wiederholt den Versuch gemacht, Höhlen zu erforschen. Dieser Gedanke verfolgt mich seit Jahren, aber da ist nichts zu wollen. Wir haben kein Material, keine technisch ausgebildeten Leute, niemanden, der uns führen und anleiten könnte... Wir haben aufgegeben.»

Er bemerkt ein Buch, das ich in meinem Handkoffer durch den Zoll schleusen konnte: die Studie von Castet «Ce que j'ai vu sous terre». Seine Augen leuchten in freudiger Erregung, während er die prachtvollen Reproduktionen der unterirdischen Landschaften bewundert. Dann sagt er: «Als ich die Nachricht von deiner Ankunft las, dachte ich, dieser europäische Speläologe könnte uns viel-



Der Verfasser vor dem Sprung in die Wogen, die ihn in die Höhle reissen sollen. Rechts oben ein brasilianischer Höhlenforscher.

leicht in die Höhlenforschung einführen.»

Ich: «Vorerst gilt es nicht, Höhlen zu erforschen, als vielmehr eine Mannschaft, eine Urzelle, zu formen, auszubilden.»

Ein Speläologen-Kurs ohne Höhle

Gaston ist der Typ, der rasch entscheidet. Am 1. Februar, 39 Tage nach meiner Ankunft in Brasilien, gründet das Komitee des CEPI eine Sektion für Speläologie und ernennt mich zum Direktor. Dabei kann ich kaum fünfzig Worte Portugiesisch. Ich beschließe, am 1. März mit einem Dreimonatskurs zu beginnen. Gaston wählt unter seinen besten Clubmitgliedern fünf Teilnehmer aus und macht selber mit.

Ich lasse sieben Schutzhelme beschaffen – meiner liegt noch immer auf dem Zoll! In zwei Wochen verfasse ich eine theoretische Anleitung für Höhlenforschung, die Gaston ins Portugiesische übersetzt.

Der Haken ist nur, daß es in Rio keine Höhlen gibt! Wir entdecken indes eine Gegend, die möglichst viele charakteristische Merkmale einer Höhlenformation aufweist, unweit der Stadt am Fuß des Zuckerhutes, inmitten eines Gewirrs von gewaltigen Felsblöcken, die steil zum Meer abfallen. Selbst wenn hier keine Stalaktiten zu sehen sind, fehlt es nicht an Schlüffen, Kaminen, senkrechten Felswänden, Schlangengängen (Kriechstollen) und Siphons.

Ich sehe schon, wie einige lächeln:

Höhlenforschung

ein Höhlenforscher-Kurs ohne Höhlen. Aber die meisten Höhlen befinden sich 800 Kilometer von Rio! Auch ist es für junge Leute keinesfalls unnütz, wenn sie eine Grundausbildung erhalten im Abseilen, durch Kamine Klettern, Leiter-Aufsteigen und -Absteigen, in topographischer Vermessung, Arbeiten mit Sprengstoff und anderem mehr. Dazu Theorie: Geschichte der Speläologie, ihre Ziele und Bedeutung, die Organisation einer Expedition.

Am 1. März ist alles bereit. Die Zustimmung der öffentlichen Meinung fehlt. Die Zeitungen haben meine von Gaston übersetzten Aufsätze abgelehnt. In den Spalten, die dem allmählich Fuß fassenden Wandersport gewidmet sind, «vergessen» die Redaktoren die Mitteilungen über die Höhlenforschung.

Es wäre mir ein leichtes, allein ins Landesinnere vorzustoßen und dort eine Menge Entdeckungen zu machen. Und dann? Ich habe nicht die Absicht, mich zur Schau zu stellen, sondern junge Menschen zu begeistern, fähig, später die Höhlenforschung selbständig weiterzuführen.

Der Zufall hilft

An einem Spätnachmittag im März wird Rio aus seinem Halbschlaf geschreckt durch ein fürchterliches Krachen und panisches Geschrei. Eine enorme Staubwolke lagert über der Stelle, wo ein zehnstöckiges Hochhaus gestanden hat. Allmählich erkennt man einen riesigen Trümmerhaufen, aus dem das Stöhnen Dutzender von Verletzten dringt.

Ich befinde mich in nächster Nähe, sehe wie die Feuerwehrleute die Rettungsaktion einleiten. Sie haben Mühe, die unter den Steinmassen eingeklemmten Menschen ausfindig zu machen.

Ich stürze zum Telephon. Es gelingt mir, meine Gruppe in einer Stunde zu versammeln, in voller Ausrüstung, mit dem unermüdlichen Gaston. Sogleich stellen wir uns dem Kommandanten der Rettungsaktion zur Verfügung, um in Trümmer und Schutt einzudringen und die Verletzten zu

orten. Ein klatschender Regen, der die ganze Nacht über anhält, erschwert unsere Arbeiten, im Licht von Armeescheinwerfern... wahrhaftig ein dantesker Anblick! Von den 45 Verschütteten können immerhin 38 noch lebend geborgen werden.

Dies zeigt die Nützlichkeit unserer Ausbildung und lenkt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf unsere Gruppe. Nun erscheinen die ersten Zeitungsmeldungen über unser eigentliches Anliegen, die Höhlenforschung. Der «Correio da Manhã» verkündet: «Die Speläologie steigert die Tätigkeit der Wanderbewegung.»

Am 17. März bringt der «Diario de Noticias» auf der Frontseite einen ausführlichen Aufsatz «Die Grotten und Höhlen Brasiliens werden von Brasilianern erforscht – Beitrag eines Schweizer Fachmanns». Zwei Tageszeitungen («O Comerciario» vom 29. März und «O Jornal» vom 31. März) bitten mich um einen grundlegenden Artikel über die Gefahren der unterirdischen Forschung.

Diesmal scheint es zu zünden. Die öffentliche Meinung ist überrascht und neugierig.

Im Anprall der Meereswogen

Am Fuß des Zuckerhut klappt eine Spalte, in der sich die Wellen mit lautem Getöse überschlagen: die Merou-Höhle. Bis jetzt ist noch niemand so verrückt gewesen, sich hineinzuwagen.

April. Zweiter Kursmonat. Zwei der Schüler haben wegen Schwierigkeiten bei den praktischen Übungen aufgegeben; zudem lockt sie das Strandleben mehr als die «Schlüffe», die engen Passagen, die man als Höhlengänger durchkriechen muß. Die vier andern, Gaston, Albiges de Santos Braga, Jorge Juarez de Souza und Jair Moura halten durch. Bei der gefährlichen Erforschung der Merou-Höhle will ich nur mit Freiwilligen arbeiten: die vier machen alle mit.

Nach sorgfältiger Beobachtung des Gezeiten-Rhythmus – der hydrographische Dienst des Marine-Ministeriums hilft mit – setzen wir den Auf-

bruch auf den 20. April, 7 Uhr, an. Die Zeitschrift «Manchete», die auf unerklärliche Weise Wind bekommen hat von unserem Vorhaben, möchte zwei Photographen entsenden, denn die Redaktion ist überzeugt, daß wir uns in eine Katastrophe stürzen werden. Das klingt ja recht ermutigend!

Schon um 5 Uhr sind wir vor dem gähnenden Höhlenloch. Die Luft ist kühl, das Meer bewegt. Schon aus 15 Metern vernehmen wir das grollende Wellengetöse im Höhleninnern. Es wird hart auf hart gehen!

Schweigend ziehen wir uns um. Meine Ausrüstung kam letzte Woche vom Zoll. So kann ich den leichten Glasfaser-Helm aufsetzen und in meinen leinenen Overall schlüpfen, dem noch der Lehm-Geruch europäischer Höhlen anhaftet. Die gesamte Equipe trägt Stahlhelme, die wir selber mit Stirnlampen ausgerüstet haben. Derbe, verchromte Lederhandschuhe, die bei den Totengräbern des Bestattungsamtes aufgestöbert wurden, sollen die Hände vor Schnittwunden durch Muscheln schützen, mit denen die Felswände überkrustet sind. Über der Höhlenausrüstung trägt jeder noch eine Schwimmweste, vom Marineministerium geliehen.

5 Uhr 30. Meine Leute sind aufgeregt. Es ist ihre erste richtige Exploration: sorgenvoll folgt ihr Blick den riesigen Wellen, die an den Felsen zerschellen. Die beiden schweigenden Pressephotographen des «Manchete» fignern nervös an ihren Apparaten.

Dieses kühne Abenteuer mag meinen Kameraden in Europa sinnlos vorkommen. Die Höhle ist eigentlich nur ein Felsbruch, eine Spalte, vergrößert durch den ständigen Anprall der Meereswogen, vom speläologischen Gesichtspunkt völlig uninteressant. Zudem ist die Gefahr groß, denn der Mensch ist ein Nichts inmitten des entfesselten nassen Elements.

An Verantwortung bin ich gewöhnt. Seit vier Jahren führe ich Vortrupp-Mannschaften. Aber hier hege ich Besorgnis. Wenn alles klappt, ist es ein glänzender Beweis für die Fähigkeit der ersten brasilianischen Speläologen

– wenn die Sache schief geht, bin ich allein verantwortlich, und die Höhlenforschung in Brasilien ist endgültig gescheitert...

«Also, Jean... gehen wir?» Gaston de Roure Mariz klopft mir freundschaftlich auf die Schulter.

Ich wende mich an meine Leute: «Ihr seid nicht verpflichtet, mitzumachen!»

Statt einer Antwort fragt Braga: «Kann's losgehen?»

5 Uhr 45. Ich versuche eine Erkundung. Gut gesichert klettere ich die Wand hinunter. Das Gestein ist naß und glitschig. Zwei Meter unter mir kocht die Gischt. Die Höhle – oder was ich von ihr erblicken kann – sieht bedenklich aus. Man stelle sich einen drei Meter breiten Gang vor, dessen Anfang acht Meter lang unter freiem Himmel verläuft, und der sich dann in den Berg vergräbt. In diesen Gang, dessen Wände zernagt und von Muscheln überwachsen sind, stürzt sich ungefähr jede Minute eine über zwei Meter hohe, schäumende Wassermauer, die Steine, Baumstämme und Schlingpflanzen mit sich führt.

6 Uhr. Ich steige noch etwas tiefer, wobei Gaston und Jair Moura das Sicherungsseil fest umklammern. Plötzlich, ich weiß nicht wie, bin ich mitten im Strudel! Die Kameraden warnten wohl schreiend vor der heranstürzenden Welle, doch habe ich im Höllenlärm der Brandung nichts gehört. Die Höhle des Zuckerhutes weiß sich zu verteidigen!

6 Uhr 15. Ich hole Atem, rücke meine Ausrüstung zurecht. Braga versucht den Abstieg. Ehe er den Ort erreicht hat, wo ich war, reißt ihn eine neue, wuchtige Welle weg und schleudert ihn an die gegenüberliegende Muschelwand. Die Mannschaft zieht ihn herauf, doch für ihn ist die Sache zu Ende. Seine Schwimmweste ist in Fetzen, und trotz dem Overall sind seine Arme blutig aufgerissen.

6 Uhr 45. Dieses Spiel kann endlos dauern. Schon stelle ich mir vor, wie die Reporter des «Manchete» in ihrer Zeitung das Todesurteil über die eben erst geborene Höhlenforschung

fällen. Ich muß einen Ausweg finden.

Von den acht Metern, die der Gang unter freiem Himmel verläuft, haben wir sechs mit Mauerhaken und einem Seil versehen. Damit läßt sich bei flinker Nutzung der Zeit zwischen zwei Wellenschlägen bis auf zwei Meter an den eigentlichen Höhleneingang herankommen. Dieser kaum einen Meter breite Eingang, der sich in der Dunkelheit verliert, zwingt die Wellen, in die Höhe zu schwellen. Auf meiner Uhr messe ich: zwischen ihnen ist eine Stille von je 20 bis 35 Sekunden.

Es ist unmöglich, in dieser Zeit die sechs Meter lange, schwierige Wand zu durchqueren, ins Wasser zu tauchen und schwimmend den Eingang zu erreichen. So bleibt mir als einziger Versuch, die einfallende Welle nicht zu meiden, sondern zu nutzen: mich mit einem Seil um den Leib und zwei Mauerhaken samt Hammer möglichst weit mittragen lassen. Einmal im Innern der Höhle, werde ich den Haken einschlagen und das Seil befestigen. Dank dieser Verseilung, welche unseren Ausgangspunkt mit dem Höhleninneren verbinden wird, dürfte die Mannschaft ziemlich bequem und gesichert nachrücken. Freilich, nichts kann die Baumstämme aufhalten, die wie Rammböcke angeschleudert werden. Die Sache ist riskiert, aber sie kann gelingen.

7 Uhr 30. Letzte Anweisungen.

7 Uhr 40. Ich warte eine kräftige Welle ab, die mich genügend weit mitreißen kann. Plötzlich überstürzt sich alles, eine grünliche Wassermauer kommt angerollt und ich springe.

Ich werde gezerrt, herumgerollt nach allen Seiten. Harte Gegenstände, vermutlich Baumstämme, prallen schmerzhaft gegen Beine und Rücken, verschlagen mir fast den Atem. Eine unwiderstehliche Kraft reißt mich ins Innere. Die rasenden Wasser schleudern mich gegen eine Wand, gegen eine zweite und schließlich auf einen schmalen Strand von Sand und Kiesel.

Ich habe Mühe, aufzustehen. Der Raum ist klein, nicht mehr als einen

Meter fünfzig breit. Aus dem gewellten Boden ragen vom Salz und vom Sand gebleichte Äste und Stämme.

Ein ansteigender Gang führt ins Innere fort. Doch das ist für später. Jetzt versuche ich, meinen für Kalkstein bestimmten Mauerhaken in gewachsenen Granit zu schlagen. Schließlich gelingt, und ich hänge das Seil ein.

8 Uhr. Braga ist allein noch mit den beiden Photographen draußen, alle andern sind gefolgt. Das ging nicht von allein: Jairs Schwimmweste ist geplatzt, Juarez' Stirn blutübergossen, Gaston hat einen kräftigen Schluck getan!

An die Arbeit! In zwei Stunden befreien wir den Gang von Schutt. Um 10 Uhr 30 erreichen wir den Endpunkt. Gesamttiefe 47 Meter. Lächerlich, verglichen mit den Höhlen in Europa, doch für mich und besonders für sie, meine tapferen Gefährten, ist es ein Sieg.

Ich verteile die Aufgaben: Jair besorgt die Gesteinsproben, Juarez und Gaston machen unter meiner Leitung die topographischen Erhebungen. Ich bin stolz auf meine Equipe und zeige es.

Der Rückweg ins Freie bedeutet für die andern keine Schwierigkeit, sie können das Seil benutzen. Ich aber sollte noch etwas erleben: als Letzter muß ich die Mauerhaken wieder entfernen. Ich besitze nur deren zehn und kann es mir nicht leisten, ein paar zurückzulassen. Diese Höhle, die einen kaum einläßt, will mich auch nicht wieder hergeben. Sooft ich mich dem Felstor nähere, überflutet mich eine Welle und spült mich zurück ins Innere.

Nun denn, stets der radikalste Ausweg: Ich rufe meinen Leuten, mit aller Kraft am Seil zu ziehen, an dem ich gut festgebunden bin. Die Wellen wollen mich ins Innere reißen, die Kameraden mich herausziehen...

Und nun – habe ich Angst! Jawohl. Warum soll ich es verheimlichen. Angst, ein natürliches Gefühl, erfaßt mich in diesem Augenblick. Meter um Meter nähere ich mich dem Fuß der

Höhlenforschung

Felswand, an der ich jetzt hochklettern soll. Aber die Kräfte verlassen mich, ich muß wie ein Sack hochgezogen werden.

Gegen Mittag sitzen wir alle zusammen an der Sonne, wo wir die ganze Rolle Heftpflaster aus unserer Apotheke aufbrauchen: die scharfen Kanten der Muscheln haben uns nicht verschont...

Als drei Wochen später die Zeitschrift «Manchete» eine dreiseitige Photo-Reportage über unseren Kampf mit den Wellen bringt, reißen sich die Leute darum, und die Höhlenforschung wird plötzlich eine Aktualität.

In Frankreich oder in der Schweiz könnte man eine solche Publizität zu Recht tadeln. Aber hier gilt nichts, außer durch Presse, Fernsehen und Radio.

Die öffentliche Meinung interessiert sich jetzt ernstlich für uns. Im Hinblick auf den Abschluß des Kurses kommt mir der Gedanke, Diplome zu verleihen und damit eine Ausstellung zu verbinden. Sie lächeln? «Diplome für Speläologie?» Warum denn nicht?

So leid es mir tut, ich kann Jair nicht als ausgebildeten Speläologen entlassen, da er von 45 Fragen nur 10 beantworten kann. Aber drei der vier Kandidaten, die von den anfänglich sechs Schülern im Kurs verblieben sind, haben das Schlußexamen erfolgreich bestanden. Die ersten drei brasilianischen Speläologen sind: Gaston Mariz, Albiges de Santoz Braga und Jorge Juarez Souza.

Eine Woche später wird die speläologische Ausstellung in den Räumen des CEPI eröffnet. Der Kommandant Kleber Barros vertritt den Direktor des Forschungs- und Rettungsdienstes der Zivilen Aeronautik. Robert Boetschi, Erster Sekretär der Schweizerischen Legation, und mein Freund, der Speläologe Gaston Mariz, ergreifen während der Eröffnungsfeier das Wort und beteuern die freundschaftlichen Bande zwischen Brasilien und der Schweiz.

Die Ausstellung lockt zahlreiche Besucher herbei – bereits sechs Monate nach meiner Ankunft in Brasilien. ■

Zu den Collagen von Harald Naegeli

Von Friedrich H. Weber

 er war nicht schon im Brockenhaus, Stätte der Weltspiegelungen? Es ist, als dränge und stoße sich dort alles, was man gemeinhin unter «Welt» versteht, in buntwirrer Häufung und flüsterte uns zu, wie es mit Werden und Vergehen, mit Sein und Schein in letzter Übereinstimmung bestellt sei. Ein Chaos der Ungereimtheiten, Widersprüche, lächelnder Ergänzungen und spröder Ablehnungen: es ordnet und klärt sich, sobald wir genaueren Augenschein nehmen – und schon sind wir mit-tendrin im Philosophieren, im Spö-teln und Staunen und auch nicht frei von poetischem Anhauch.

Unter all dem abgelegten, defekten verbrauchten oder überflüssig gewordenen Kram springt da und dort ein Einzelnes vor, eine schon oxydüberzogene Silberbroche, eine Vorhangkordel mit Goldfäden, eine dessinreiche Teetischdecke, an der ein Kreis munterer Freundinnen oder Bekannten sich über liebe Mitmenschen unterhielten oder ein junges Pärchen von Zukunft plauderte. Das in die Dinge einmal eingezogene Leben will nicht mehr weichen und spricht zu denen, die aufmerksam sind.

«Alles was der Mensch zu eigen hat, seine Knechte, seine Tiere, seine Geräte, alles birgt Funken, die der Wurzel seiner Seele zugehören und von ihm zu ihrem Ursprung erhoben werden wollen.» So Rabbi Israel ben Elieser, genannt Baalschem, in Martin Bubers verlässlicher Übersetzung. Verwandt dachte und empfand wohl Kurt Schwitters, der all den Überbleibseln vordem nützlicher Dinge seine Aufmerksamkeit zuwandte, ob Zeitungsfetzen, Holzsplitter oder irgendwas, das einmal seinen Dienst getan hatte und dann weggeworfen wurde. Er schuf das «Bild mit sozialem Aspekt», das ihm auf artistischem Plan ein persönliches Pläsir bereitete. Irgendwo stach ihm das Wort «Kommerz» in die Augen, er nahm die zweite Silbe und nannte seine Konstruktionen aufgeklebter und aufgenagelter Materien «Merz». Etwas von Frühling, Handelsbetrieb und Waren-

vielfalt kichert darin. Das Collage entsprang daraus.

Längere Zeit wenig mehr gesehen, kommt das Collage neuerdings wieder auf. Ihm widmete unlängst die Galerie Läubli in Zürich eine Ausstellung von Harald Naegeli. Er gehört zu den Dezenten unter den Collagisten, und ich bewundere, wie er die Materien und Farbklänge, Dessins, Ornamentik und all das dem Auge wertlos gewordene Zeug in ein stim-mungsvolles und aussagekräftiges Verhältnis zueinander bringen kann. So werden aus Nichtigkeiten kapri-ziose Arbeiten, die der Collagen bestes Element ausmachen. Welche Heiterkeiten drängen da vor, welche Betrübnisse, vermengt und zärtlich verbrämt.

«Trauriger Gast» heißt eines dieser Bilder (S. 31 unten links), von nächtiger Schwärze, von Ringeln, Blattmustern und kreidigem Augenpaar durchbrochen, Kreisform und Dreiecksgliederungen pythagoräisch-geometrische Symbolzugabe. Sinnt er schöner Vergangenheit im magischen Kreis der Erinnerungen nach?

«Verwickelt» (S. 31 unten rechts) tituliert sich eine andere Arbeit, aus Papier, Filz, Linnen usw. geschaffen, gar mit einem Wollgarn angereichert, das tapsig gelb gleich einer Butterblume der rüssellangen Nase verworren aufliegt. Es scheint zu besagen, der Mann mit dem annähernden Spitzhut habe ein Problem zu lösen, dem sein Riecher nicht gut beikommt. Die Streifenmuster des Linnendreieckge-sichts führen nach oben und sprechen vom Kontakt zur Verstandesregion; deren Bedeutung wird symbolisiert durch den hohen Hutkegel. Damit ist auch ein uralter Brauch des Zauberes (Spitzhut) auf die reale Ursache zurückgeführt, bedeutend, der größte Zauberer sei der allvermögliche menschliche Verstand. «Ungeheuer